

Zerstörte Hoffnung

Der deutsch-iranische Schriftsteller Navid Kermani verzweifelt am Iran-Krieg. Von Leonie C. Wagner

Es ist ein schöner Frühlingmorgen, unwirklich schön, und an der Uferpromenade von Ascona werden die ersten Aperol Spritz ausgeschenkt. Navid Kermani sitzt auf der Quai-Mauer, Wellen klatschen gegen die Steine. «Wir sitzen hier an diesem See», sagt Navid Kermani und schaut auf das glitzernde Wasser, «während die Bomben auf Teheran herabregnen. Und ich denke die ganze Zeit: Bitte mach, dass ihnen nichts geschieht.»

Navid Kermani ist aufgewühlt, seit Wochen schon schläft er schlecht. Eigentlich ist er für das Tessiner Literaturfestival Eventi Letterari in die Schweiz gekommen, um über sein neues Buch «Sommer 24» zu sprechen, eine persönliche Rückblende auf politische Ereignisse, die bis in die intimsten Beziehungen sickern. Als der Moderator bei seiner Lesung auf dem Monte Verità nicht nach dem Krieg in Iran fragt, ergreift Kermani, sonst eher höflich-zurückhaltend, das Wort: «Ich übernehme mal kurz die Moderation». Als er über seine Hoffnungslosigkeit spricht, wird es ganz still im Saal.

Seit dem Kriegeausbruch am 28. Februar sind Navid Kermani nicht nur Schlaf und Hoffnung abhandengekommen, sondern auch die Worte. «Es hat mir buchstäblich die Sprache verschlagen», sagt Kermani. Zwar hat er für seine berühmten Reportagen schon viele Kriegs- und Krisengebiete bereist (darunter den Irak, Afghanistan, Palästina, Syrien), aber dieser Krieg bringt ihn auf eine andere Art aus der Fassung. Er sagt: «Es ist etwas anderes, wenn sich der Krieg in den Schauplätzen der eigenen Kindheit abspielt.»

Kein einziges Szenario in Sicht

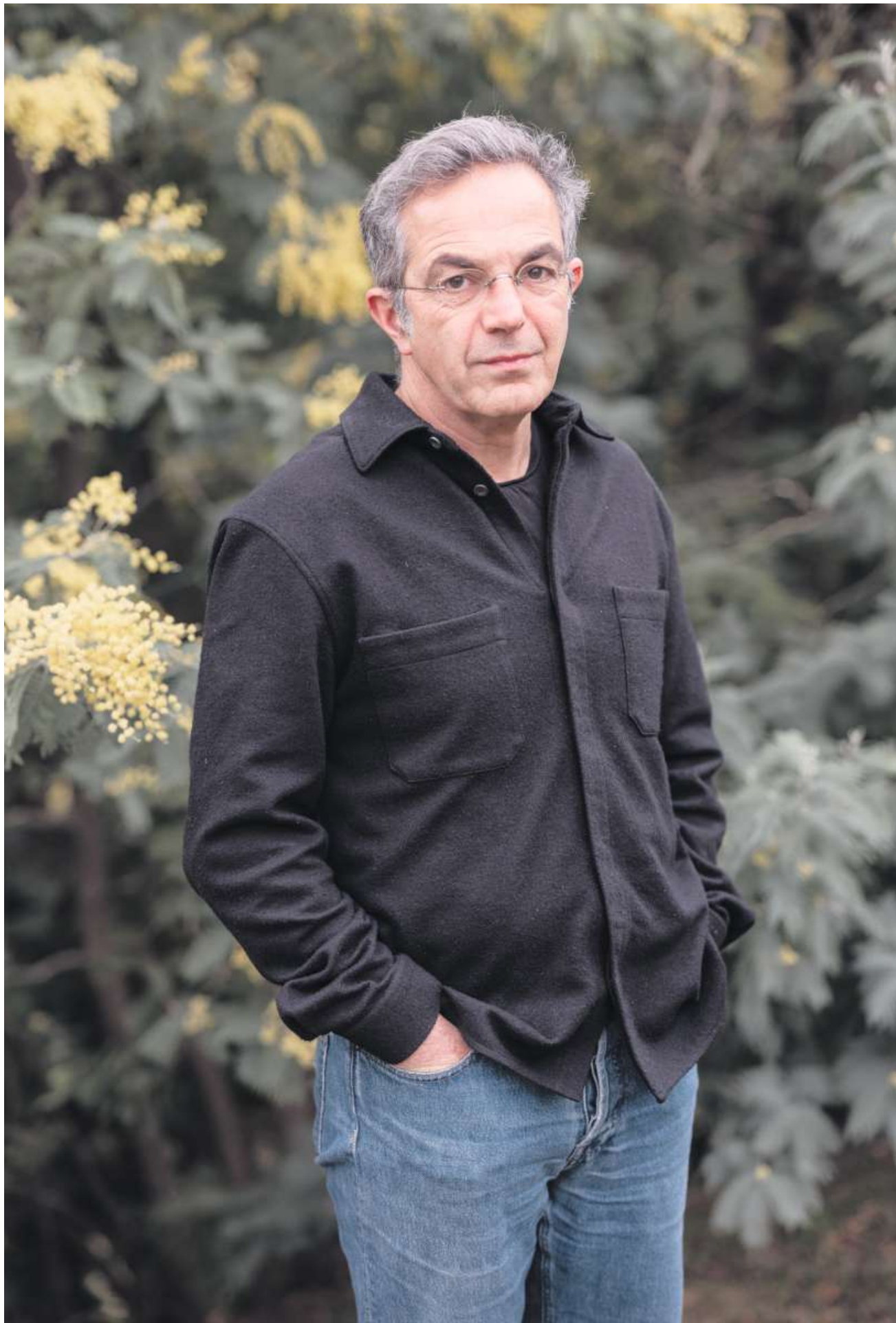
Navid Kermani, 58, wurde in Siegen als Sohn iranischer Einwanderer geboren. Seit Jahrzehnten setzt er sich als Reporter, Schriftsteller und Essayist für den Dialog zwischen Muslimen, Juden und Christen ein, zuletzt in seiner Israel-Korrespondenz mit dem israelischen Soziologen Natan Sznaider. Er wurde mit beinahe allen denkbaren Kultur-, Ehren- und Friedenspreisen ausgezeichnet und gilt als einer der bedeutendsten öffentlichen Intellektuellen Deutschlands. Und ausgerechnet er, der aufgrund seiner Fähigkeit, präzise, aber nie bürokratische, sondern bewegende Worte zu finden, einmal beinahe Bundespräsident geworden wäre, findet keine Worte mehr.

Erst in der Nacht vor dem Gespräch mit der NZZ in Ascona, publizierte der «Spiegel» Kermanis erste Wortmeldung zum Krieg. Und auch das gelang nur, so Kermani, weil die Redaktorin hartnäckig blieb. In dem Beitrag «Wie der Krieg die Hoffnung auf Freiheit in Iran zerstört» beschreibt er die Resignation und Ausweglosigkeit, die er seit den amerikanischen und israelischen Angriffen empfindet. Nach möglichen Szenarien gefragt, gerät er ins Stocken, ringt um Worte. Da ist kein einziges plausibles Szenario, das ihm Hoffnung gibt.

Kermani schaut auf den See hinaus und sagt: «Ich bin in einem Zustand der völligen Lethargie und Lähmung.» Er spricht leise und konzentriert, man meint zu spüren, wie sehr er gegen die Aussichtslosigkeit ankämpft, sich selbst in die Pflicht nimmt. In wenigen Tagen schon wird er für eine Reportage in den Sudan reisen. Er wird sich einem anderen Krieg widmen, obwohl ihm bereits der Krieg in seiner Heimat den Schlaf raubt. Eine Absage kommt nicht infrage, er hat ein Visum, einen Reisebegleiter, «die Menschen wären enttäuscht, es kommen ohnehin so wenige Journalisten ins Land.»

Erst Freude, dann Resignation

Noch nie hat Navid Kermani so viel Hoffnungslosigkeit unter den sonst so unerbittlichen Iranerinnen und Iranern gespürt. Selbst nach der blutigen Niederschlagung der Frau-Leben-Freiheit-Bewegung von 2022 haben die Menschen weiter jeden Tag für ihre Freiheit gekämpft. «Jetzt ist ein Endpunkt er-



«Die Welt hat kein Interesse an der Demokratie in Iran», so Navid Kermani auf dem Monte Verità.

ALFIO TOMMASINI / EVENTI LETTERARI MONTE VERITÀ

«Ich habe von der ersten Bombe an nicht geglaubt, dass das Regime stürzt.»

Navid Kermani
Schriftsteller

reicht.» Wobei er den eigentlich schon seit dem 12-Tage-Krieg im vergangenen Juni spürte. Oder allerspätestens am Massaker vom 8. und 9. Januar 2026.

Anfang Januar lag Navid Kermani in Thomas Manns Schlafzimmer in Los Angeles. Er war für einen Aufenthalt in die Thomas-Mann-Villa eingeladen worden. Erst war von 200 vom Regime ermordeten Demonstranten die Rede, dann von 2000, heute geht man von mindestens 20 000 Toten aus. «Es ist das grösste Massaker an Demonstranten, das es jemals gab», sagt Kermani. Thomas Mann, der einst aus dem Exil heraus einen publizistischen Kampf gegen das Hitler-Regime begonnen hatte, habe ihm geholfen, die Fassung zu bewahren.

Dann, Ende Februar, der Angriff aus Amerika und Israel. Kermani sagt: «Ich habe von der ersten Bombe an nicht geglaubt, dass das Regime stürzt.» Selbst die Freunde, die zu Beginn noch hoffnungsvoll auf die Angriffe blickten, seien mittlerweile resigniert. «Die Welt hat einfach kein Interesse an der Demokratie in Iran.» Und die Ermordung von Ali Khamenei? War da auch eine Erleichterung? «Ich kann mich nicht

freuen, wenn jemand getötet wird. Es ist mir unmöglich», sagt Kermani, «aber Genugtuung? Ja, das schon.»

Für Navid Kermani ist dieser Krieg auf mehreren Ebenen unerträglich. Er betrifft nicht nur seine geografische und emotionale Heimat, sondern auch seine Haltung zur Welt. Zwar weist er immer wieder auf Missstände und Verbrechen hin – auf die Flüchtlinge, die von Partnerländern der EU in der Wüste ausgesetzt oder von griechischen Grenzschützern ins Mittelmeer geworfen werden –, bleibt dabei aber stets sachlich. Er selbst sagt: «Ich neige zum Versöhnlichen und Harmonisierenden». Eine Eigenschaft, die jeder Krieg als Naivität verhöhnt.

Ein unsicherer Erzähler

Auch der Erzähler in Kermanis Buch «Sommer 24», der wie Kermani aus Siegen stammt, wie Kermani als Reporter im Sudan unterwegs war und wie Kermani mit dem Thomas-Mann-Preis ausgezeichnet wurde, ist durchtränkt von dem Versuch, sein Gegenüber zu verstehen. Egal wie gross die Kluft, über die er dafür hinwegsehen muss.

Im Buch, das sich mal wie ein Roman, mal wie ein Essay liest, beschreibt Kermani eine Freundschaft zu einem AfD-wählenden Juden, dessen migrationspolitische Forderungen das Bleiberecht des Erzählers selbst infrage stellen. Er ärgert sich über den Freund, aber versucht sich auch in ihn hineinzusetzen. Später geht es um Julia, eine Frau, deren Missbrauchsgeschichte vom Erzähler in einem Buch verarbeitet wurde. Julia wirft ihm vor, sie ein zweites Mal «literarisch vergewaltigt» zu haben. Wieder ist der Erzähler unentschlossen. Hat er Recht oder doch die anderen? Und wäre er unter anderen Umständen nicht zu ähnlichen Ansichten gelangt?

Kermanis Erzähler ist verständnisvoll, unsicher. Und einer, der sich ständig selbst hinterfragt, sich nicht festlegen will, kann ausweichend wirken und feige. Dabei ist das Buch genau das: ein verzweifertes Abbild einer Gesellschaft, die eifrig immer tiefere Gräben schaufelt und in der Verständnis wie eine Schwäche wirkt. Und kann denn ein Erzähler, der sogar bei seinen Antagonisten nach Menschlichkeit und Nähe sucht, wirklich feige sein?

Besuch bei Ayatollah Khomeiny

Kermanis «Sommer 24» ist voller Demut. Demut gegenüber den Zufällen und Ungereimtheiten, die den einen vom anderen trennen. An einer Stelle fragt sich der Erzähler, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn er in den 1980er Jahren nicht in einem grünliberalen bundesrepublikanischen Milieu, sondern in Iran gelebt hätte. Wäre er dann statt Petra Kelly Ayatollah Khomeiny verfallen?

Tatsächlich hätte es diese Möglichkeit gegeben. 1978, Kermani war 11 Jahre alt, besuchte die Familie Ayatollah Khomeiny, den Anführer der islamischen Revolution, in seinem Exil nahe Paris. Damals habe die Revolution noch nach etwas völlig anderem ausgesehen, sagt Kermani. «Es waren liberale Kräfte dabei, es waren linke Kräfte dabei, der Aufstand schien gewaltfrei zu sein.»

Ende der 1970er Jahre glaubten nicht nur Iraner, sondern auch westliche Politiker und Denker wie Michel Foucault an die Befreiung Irans durch Khomeiny. Die wenigsten wollten wahrhaben, dass er bereits in seinen Schriften aus den 1960er Jahren eine radikale Doktrin angekündigt hatte. Unmittelbar nach dem Sturz des Schahs und seiner Machtübernahme liess er Nichtmuslime und Regimegegner hinrichten. 1988 verantwortete er eine Massenhinrichtung politischer Gefangener und rief mittels einer Fatwa alle Muslime auf, den Schriftsteller Salman Rushdie zu töten.

Unter den Hingerichteten befanden sich auch Mitglieder von Kermanis Familie. Seine Mutter und so gut wie alle anderen Verwandten distanzieren sich noch innerhalb des ersten Jahres von der Revolution. Doch Kermanis Vater glaubte noch bis in die 1980er Jahre hinein an die Islamische Republik. «Das führte zu vielen Konflikten», sagt Kermani. Wie erklärt er sich das Festhalten des Vaters? Kermani spricht von der Spiritualität, die von Khomeiny ausging. «Als sei jemand aus dem Alten Testament gekommen, und man merkt: Der hat eine andere Zeit. Er denkt nicht in der Kategorie des Nutzens, er denkt überzeitlich.»

Kennt denn Navid Kermanis Denken keine Grenzen im Einfühlen und Verstehen? «Natürlich gibt es eine Grenze», sagt Kermani, «aber aufgrund meines Naturells würde ich sie vermutlich weit verschieben, um noch irgendwie mitfühlen zu können». Er wirkt ein wenig wie ein Priester, als er das sagt. Ernsthaft, diszipliniert, wie von einer höheren Sache getrieben. Und so zitiert er, an diesem unwirklichen Sonntag im Tessin, zwischen Iran-Krieg, funkeldem Lago Maggiore und Sudanreise eine Zeile des Rabbi Jizchak von Berditschew: «Es gibt nichts Ganzeres als ein zerbrochenes Herz.»

Navid Kermani: Sommer 24. Roman. Hanser-Verlag, München, 2026. 160 S., Fr. 34.90.